

AUFSÄTZE UND BERICHTE

Horst Pöttker

Öffentlichkeit durch Wissenschaft

Zum Programm der Journalistik

Aus welchem Grund kann die Journalistik beanspruchen, eine eigenständige Wissenschaft zu sein? Von dieser Frage nach der Konstitution einer jungen Universitätsdisziplin wird im folgenden der Bogen über die Bestimmung journalistischer Qualitäten bis zu Anregungen für ein Programm der Journalistik im kommenden Jahrzehnt geschlagen. Dabei kann manches nur gestreift werden, das an anderer Stelle ausführlicher behandelt worden ist oder noch zu behandeln bleibt.

I. IDENTITÄTSPROBLEME DER KOMMUNIKATIONSWISSENSCHAFT (ZEITUNGSWISSENSCHAFT)

Als Erich Everth 1926 seine Antrittsvorlesung an der Universität Leipzig hielt, war auf ihn die hohe Erwartung gerichtet, den Anforderungen des ersten und einzigen Ordinariats für Zeitungskunde in Deutschland gerecht zu werden. Dagegen habe ich das Glück, in eine zwar noch nicht sehr große, aber doch schon bestehende Zunft aufgenommen zu werden, in der etliche Kolleginnen und Kollegen bereits die Wege gebahnt haben. Es gibt aber auch Parallelen: Das Institut, in dem Everth seine Arbeit aufnahm, war 1916 von Karl Bücher, einem Pionier der Zeitungskunde, mit Unterstützung des Leipziger Zeitungsverlegers Edgar Herfurth als erstes seiner Art an einer deutschen Universität gegründet worden. Ähnlich ergeht es uns in Dortmund mit Kurt Koszyk, der 1976 den Diplomstudiengang und etwas später das Institut für Journalistik an der Universität Dortmund – gefördert von publizistischen Persönlichkeiten Nordrhein-Westfalens – ins Leben gerufen hat.

Weder Karl Bücher noch Kurt Koszyk haben große theoretische Mühe auf die Frage verschwendet, wie der Status der Zeitungskunde bzw. der Journalistik als eigenständiger Disziplin im System der Wissenschaften zu begründen sei. Vermutlich haben ihnen ihre Gründungsgeschäfte für solche papierenen Probleme wenig Zeit gelassen. Erst für die von solchen Aufgaben entlastete Nachfolgeneration, die bereits ein Erbe weiterzuentwickeln hat, wird die erkenntnistheoretische Legitimität

Der Autor ist Professor für Theorie und Praxis des Journalismus an der Universität Dortmund. Der Beitrag ist die überarbeitete Fassung meiner Antrittsvorlesung vom 8. November 1996 am Institut für Journalistik der Universität Dortmund. Günter Bentele danke ich für eine schriftliche Reaktion auf das Vortragsmanuskript, die bei der Überarbeitung berücksichtigt wurde.

ihres heranwachsenden Faches zum Problem. Erich Everth jedenfalls hat sich vor siebzig Jahren mit dem Legitimitätsnachweis für die Zeitungswissenschaft ebenso redlich abgemüht, wie ich es hier für die Journalistik versuchen will.

Beginnen wir mit einer Bemerkung Everths, die außer Zweifel steht und eine sowohl für die Zeitungswissenschaft wie die Journalistik grundlegende Voraussetzung fixiert: »Daß es von der Presse wie von allen Gegenständen der Erfahrung wissenschaftliche Erkenntnis geben kann, bedarf keines Wortes.« (Everth 1927: 6) Der erste Ordinarius für Zeitungskunde wollte sein Fach also als eine empirisch-analytische Disziplin verstanden wissen. Wenn wir dies auch für die Journalistik akzeptieren, was ich ungeachtet der noch zu begründenden Überzeugung tue, daß gerade zu ihr ein normatives Moment gehört, dann folgt aus Everths Bemerkung, daß ihr die Wissenschaftlichkeit nicht zu bestreiten ist, solange sie Verfahrensregeln befolgt, wie sie etwa Karl R. Popper in seiner »Logik der Forschung« (vgl. Popper 1966) formuliert hat. Die Gegenstände der Journalistik sind nicht unwissenschaftlicher oder wissenschaftlicher als die Erkenntnisobjekte anderer Fächer, da es vom empirisch-analytischen Standpunkt aus überhaupt keine Unterschiede zwischen Erkenntnisobjekten hinsichtlich ihrer Wissenschaftlichkeit gibt, wenn sie nur theoretischer Systematisierung und überprüfbarer Erfahrung zugänglich sind.

Fraglich ist also nur, ob die Journalistik über ein Kriterium verfügt, das es sinnvoll macht, sie als ein besonderes, abgegrenztes Wissensgebiet zu begreifen. Everth hat zwei Arten solcher *Abgrenzungskriterien* ins Auge gefaßt, indem er mögliche Gründe für die Genese von Einzelwissenschaften angab: »Neue Wissenschaften entstehen entweder, indem neue Stoffgebiete auftauchen oder neue Methoden auf schon bearbeitete Felder angewendet werden.« (Everth 1927: 6) Mit anderen Worten: Wissenschaften grenzen sich durch ihnen eigentümliche Gegenstandsbereiche oder durch ihnen eigentümliche Vorgehensweisen, Fragestellungen und Perspektiven von anderen Wissenschaften ab.

Everth nahm für sein Fach nur die Identität als »Stoffgebiet« in Anspruch, was für den Alltag der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft bestimmend geblieben ist. Pragmatisch betrachtet ist es immer noch ein Fach ohne eigene Perspektive, für das allein die Beschäftigung mit Presse, Film, Radio, Fernsehen und neuerdings Online-Diensten spezifisch ist.

Könnten wir mit einer solchen Konstitution der Journalistik zufrieden sein? Erstens kann eine Wissenschaft, die bloß Stoffgebiet sein will, sich zwingend nur daraus legitimieren, daß die anderen Wissenschaften dieses Stoffgebiet vernachlässigen. Sobald sie sich auf ihr Defizit besinnen, schmilzt diese Basis dahin. Und zweitens werden Fächer, die sich lediglich »phänomenologisch«, über ein materiales Objekt definieren, nicht recht ernstgenommen, da es ihnen sowohl an Tiefe als auch an Breite mangle.

Daß Ferdinand Tönnies sich über die Zeitungskunde als eine »Hühner- und Enten-Wissenschaft« lustig gemacht hat, wird von publizistikwissenschaftlicher Seite gern als Platzhalterstrategie der Soziologie abqualifiziert (vgl. Roegele 1997: 78). Aber es ist nicht zu leugnen, daß es auch fachinternes Unbehagen gegenüber der Konstitution als Stoffgebiet gibt, wie sie im Namen »Zeitungswissenschaft« zum Ausdruck kam. Das belegt vor allem die allmähliche Umbenennung in »Kommunikationswissenschaft« seit den sechziger Jahren.

Wenn es darum gegangen wäre, der Ausweitung des konstitutiven Stoffgebiets auf Film, Hörfunk und Fernsehen gerecht zu werden, hätte sich das Etikett »Medienwissenschaft« angeboten, das heute bezeichnenderweise als Name für dieses neu hinzugekommene Stoffgebiet innerhalb der Philologien gebräuchlich ist. Mit dem Begriff »Kommunikationswissenschaft« dagegen ließ sich der Makel der bloß »phänomenologischen« Objektbezogenheit abwaschen. Denn das Abgrenzungskriterium, auf das diese Bezeichnung anspielt, zielt eben nicht mehr auf die materiale Seite des Erkenntnisgegenstandes, sondern rückt eine seiner Funktionen ins Zentrum der Aufmerksamkeit.

Das hat freilich neue Probleme mit sich gebracht. Denn die kommunikative Funktion, die zur sozio-kulturellen Lebensweise der Gattung Mensch gehört, ist für die Gegenstände aller Sozial- und Kulturwissenschaften relevant, also auch für solche, die sich nicht mit Medien und Öffentlichkeit zu befassen haben. Streng genommen könnte die Kommunikationswissenschaft deshalb nur ein Grundlagenfach sein, das anderen Fächern elementare Einsichten zuliefert.

Angesichts solcher Schwierigkeiten bevorzugen manche die nur in Deutschland gebräuchliche Bezeichnung »Publizistik-Wissenschaft«, was durchaus vernünftig erscheint, da die Begriffe Publikum oder Öffentlichkeit schärfer konturiert sind als der Begriff Kommunikation, die durch sie eröffnete Perspektive genauer mit dem Stoffgebiet der alten Zeitungswissenschaft übereinstimmt und sich weniger Überschneidungen mit anderen Fächern ergeben. Aber auch dort, wo die Bezeichnung »Kommunikationswissenschaft« die älteren Namen verdrängt hat, verbirgt sich hinter diesem Etikett in aller Regel eine Praxis von Forschung und Lehre, die thematisch auf die öffentlichen Medien beschränkt ist.

Zur Verteidigung dieses Etikettenschwindels ließe sich allenfalls vorbringen, daß er nicht aus böser Absicht, sondern aus den verständlichen Bemühungen eines flügge gewordenen Faches zu erklären ist, über den Status eines Stoffgebiets hinaus, mit dem seine Vertreter sich in den zwanziger Jahren noch zufriedengaben, zu einer respektablen wissenschaftlichen Identität zu gelangen. Eine nicht beabsichtigte Folge dieser Bemühungen ist allerdings, daß ein beträchtliches begriffliches Durcheinander entstanden ist.

II. JOURNALISTIK ALS BERUFSORIENTIERTE WISSENSCHAFT

Die Journalistik kann sich das Durcheinander ersparen. Sie verfügt nämlich über ein klares Abgrenzungskriterium, das ihre Forschungsfragen und ihren Wissensbestand durchwirkt und das sie von anderen Wissenschaften, auch der Kommunikations- und Medienwissenschaft, qualitativ unterscheidet.

Fluchtpunkt der für die Journalistik konstitutiven Perspektive ist der Journalistenberuf. Berufe sind Bündel spezieller Kenntnisse und Tätigkeiten, die eigens der Erfüllung einer für Individuum oder Gesellschaft wichtigen Aufgabe dienen.

Die Rede ist von *Aufgaben*, bewußt nicht von Funktionen. Zwar hat sich die berufliche Spezialisierung auf Aufgaben im Laufe des gesellschaftlichen Prozesses herausgebildet, der gemeinhin »funktionale Differenzierung« genannt wird. Aber Aufgabe und tatsächliche Funktionen eines Berufs können im Laufe dieses Prozesses auch

wieder auseinandertreten. Eine professionelle Aufgabe bleibt, auch wenn die Funktionen der Berufstätigkeit sich wandeln. Eine professionelle Aufgabe bleibt sogar dann, wenn sie prinzipiell gar nicht erfüllt werden kann. Oder wer wollte in dem unverrückbaren Umstand, daß jeder Mensch sterben muß, eine Entkräftung der ärztlichen Aufgabe sehen, Leben zu erhalten? Eine professionelle Aufgabe bleibt erst recht, wenn die strukturellen Bedingungen, unter denen ihr nachgegangen werden muß, für ihre Erfüllung hinderlich sind. Oder wer wollte den unbestreitbaren Umstand, daß das »Gesundheitswesen« in unserer Gesellschaft eine Branche ist, in der vor allem am Kranksein verdient wird, als Argument gegen die ärztliche Aufgabe anführen, Gesundheit zu fördern? Und eine professionelle Aufgabe bleibt auch dann, wenn ihre Erfüllung sich in anderer Hinsicht als dysfunktional herausstellen sollte. Bisher hat jedenfalls noch niemand von den Ärzten verlangt, sie sollten wegen der durch die Fortschritte ihrer Kunst bewirkten Kostenbelastung in der Rentenversicherung die Aufgabe der Lebenserhaltung zurückstellen.

Manchmal wird in diesem Zusammenhang der ideologiefällige Begriff »Aufgabe« gescheut. Schließlich hat beispielsweise auch Lenin in seinem »Iskra«-Aufsatz »Womit beginnen?« der Presse Aufgaben verordnet (vgl. Lenin 1976: 11): Kollektive Agitatoren, Propagandisten und Organisatoren sollten die Journalisten noch in der DDR sein (vgl. Geißler 1986). Aber auch der Begriff »Funktion«, der das ohnehin Geschehene sakrosankt erscheinen läßt, ist nicht über jeden Ideologieverdacht erhaben. Nur daß er weniger für Dogmatismus denn für Opportunismus als theoretisches Einfallstor in Betracht kommt. Im übrigen: Daß die Aufgabe des Journalismus schon falsch bestimmt worden ist, spricht nicht dagegen, es richtiger zu versuchen.

Da Berufe eigens um einer bestimmten Aufgabe willen existieren, tendieren sie dazu, die Erfüllung dieser Aufgabe zu optimieren. Seit der Aufklärung hat sich die Überzeugung durchgesetzt, daß sich professionelle Aufgaben am besten erfüllen lassen, wenn Berufe sich auf wissenschaftliche Erkenntnisse stützen können. Aus diesem Grunde bildeten sich und bilden sich noch immer neue akademische Disziplinen heraus. Die Pädagogik beispielsweise hilft den Erziehern, die Agrarwissenschaft den Bauern und die Ernährungswissenschaft den Köchen. Solche Fächer bilden ihre Identität, indem ihre Erkenntnisbemühungen sich an der beruflichen Aufgabe orientieren.

Der Bezug von Wissenschaften auf einen Beruf und seine Aufgabe ist aber keine Erfindung der Neuzeit. Das Paradebeispiel ist die Medizin. So, wie wir sie kennen, begann sie sich im zehnten Jahrhundert im Orient herauszubilden, wo ihre Entwicklung zur empirischen Wissenschaft begann, die dann im mittelalterlichen Europa fortgesetzt wurde. Etliche Jahrhunderte, bevor Paracelsus die heilende Wirkung des Aderlasses und anderer atavistischer Praktiken radikal bezweifelte (vgl. Ackerknecht 1989: 94ff.), hatten islamische Ärzte wie Rhazes und Avicenna die Notwendigkeit erkannt, Kranke über längere Zeit systematisch zu beobachten, die Gültigkeit der Schlußfolgerungen methodisch zu überprüfen sowie das so gewonnene Wissen an die (künftigen) Berufspraktiker weiterzugeben, um optimale Therapieerfolge zu erzielen. So entstand auch eine Institution, die eigens der Integration von Wissenschaft und Berufspraxis dient und die wir heute Universitätsklinik nennen.¹

¹ Der erneuernde Einfluß der die griechisch-antike Überlieferung nicht nur rezipierenden, sondern durch systematische Beobachtung auch korrigierenden und erweiternden orientalischen Arztwissen-

Die Chance der Journalistik, eine identitätsbildende Perspektive zu finden, beruht darauf, daß es sich bei ihr zweifellos um eine berufsorientierte Wissenschaft handelt, die zur journalistischen Profession ein ähnliches Verhältnis entwickeln kann wie die Medizin zum Arztberuf.

Warum bietet die Berufsorientierung der Journalistik nicht nur pragmatisch, im Hinblick auf Studentennachfrage oder Drittmittel, sondern auch erkenntnistheoretisch eine ergiebige Basis? Vorteilhaft in dieser Hinsicht ist u.a., daß sich eine komplizierte erkenntnisphilosophische Debatte über »Wertfreiheit« erübrigt. Spätestens seit Max Weber verfügen wir über die Einsicht, daß Wertungen in jeder Wissenschaft unvermeidlich sind, weil sie bereits in den Begriffsinstrumenten und in dem von ihnen geprägten selektiven Verhältnis zwischen Erkantem und Verborgengelassenem stecken (vgl. Weber ⁵1982). Für berufsorientierte Fächer bedeutet dies, daß sich ihr Erkenntnisinteresse auf Objekte und Fragen konzentriert, die mit der jeweiligen professionellen Aufgabe zusammenhängen: eine ebenso selbstverständliche wie offenkundige Normativität.

Die Humanmedizin untersucht nicht wahllos Körper und Seele des Menschen, sondern sie konzentriert sich darauf, in Erfahrung zu bringen und als Wissen zu tradieren, was den Ärzten bei der Bekämpfung der häufigsten und schwersten Krankheiten hilft. Analog liegt es für die Journalistik nahe, sich in Forschung und Lehre auf die aktuellen Probleme zu konzentrieren, die der Journalismus zu lösen hat.

Problemorientierung bei der Wahl der Forschungsfragen ist ein Kennzeichen der normativen Grundstruktur, aufgrund derer sich die Journalistik den von Erich Everth für die Zeitungswissenschaft beschriebenen Pluralismus² leisten kann, ohne ihren Zusammenhalt und ihre Kontur zu gefährden. Berufsorientierte Fächer können und sollten auch in der anderen Bedeutung des Wortes »Fächer« sein, deren Facetten von diversen Grundlagenwissenschaften gebildet werden, im Falle der Journalistik beispielsweise von Linguistik, Soziologie, Ökonomie, Recht, Psychologie, Geschichte, Literaturwissenschaft, Informatik oder eben auch Kommunikationswissenschaft. Denn

schaft auf die europäische Medizin des Mittelalters ist eine Selbstverständlichkeit der Geschichtsschreibung (vgl. Ackerknecht ⁶1989: 73-78). Oft wird auf drei Errungenschaften dieses Einflusses hingewiesen: die Verbindung von Theorie und Praxis (vgl. Diepgen 1949: 176) sowie die Entstehung von Krankenhäusern (vgl. Ackerknecht ⁶1989: 85) und Universitäten (Ackerknecht ⁶1989: 77). Eine anschauliche literarische, in den einschlägigen Passagen (Gordon 1990: 321-435) auf umfangreiche Literaturrecherchen gestützte Darstellung dieses Abschnitts der Medizingeschichte gibt der Zeitungswissenschaftler und Wissenschaftsjournalist Noah Gordon in seinem Bestseller »Der Medicus«. Gordon schildert den »maristan« (die »Universitätsklinik«), wo sein historischer Protagonist Ibn Sina (Avicenna) sich zusammen mit einem europäischen Schüler um die Integration von ärztlicher Berufspraxis mit medizinischer Forschung und Lehre bemüht, nach zeitgenössischen »Beschreibungen des mittelalterlichen Azudi-Krankenhauses in Bagdad« (Gordon 1990: 629).

2 »Bei der Zeitungskunde liegt es so, daß ein besonderes Stoffgebiet da ist, dessen genaue Abgrenzbarkeit günstige Chancen für eine gründliche Bearbeitung bietet, daß sie aber keine Methode für sich allein hat, sondern daß eine ganze Reihe von Methoden verschiedener Wissenschaften nötig sind, um dieses Gebiet erschöpfend zu bearbeiten. So gibt es Geschichte der Presse, ein Presserecht, volkswirtschaftliche und statistische Untersuchungen des Zeitungswesens, man kann und muß aber den Komplex und Prozeß, der die Presse heißt, auch mit psychologischen Methoden behandeln, und zwar unter individual-, sozial- und völkerpsychologischen Gesichtspunkten. Außerdem wird es eine Soziologie der Presse geben.« (Everth 1927: 6)

aus allen diesen Bereichen lassen sich Erkenntnisse holen, die für die Optimierung der journalistischen Berufstätigkeit wertvoll sind.

Da nicht alle Berufe ein Universitätsfach zur Seite haben, stellt sich die Frage: Hat der Journalismus eine ihn unterstützende Wissenschaft überhaupt nötig? Eine nach wie vor bedenkenswerte Antwort darauf lautet: Warum sollte ausgerechnet ein so verantwortungsvoller Beruf ohne rationale Fundierung bleiben!

Schon 1720 beklagte ein Kritiker der Presse: »Zeitungs-Schreiber betrügen [...] Wenn sie aus Mangel dessen, was sie schreiben sollen, Dinge berichten, an deren Wissenschaft der Welt doch nichts gelegen.«³ Da solche Kritik auch über den Gegenwartsjournalismus noch etwas Zutreffendes aussagt, kann eine wissenschaftliche Begleitung des Berufs, die ja immer ein Korrekturpotential gegenüber seiner Praxis enthält, kaum überflüssig sein, zumal die bürgerlich-demokratische Errungenschaft der Meinungs- und Äußerungsfreiheit es verbietet, (vermeintliche) Verfehlungen der professionellen Aufgabe durch Verbote zu korrigieren. Seit der Aufklärung bleibt nur die Möglichkeit einer zwanglosen, vernunftgeleiteten, also durch wissenschaftliche Fundierung bewerkstelligten Korrektur.

Möglicherweise leben wir ja noch in einer finsternen Frühphase des Journalistenberufs, der ähnlich wie die Heilberufe in ihrer Frühphase dringend der wissenschaftlichen Aufklärung bedarf – nicht zuletzt, um überhaupt rational entscheiden zu können, was journalistische Fehlleistungen sind. (Daß die wissenschaftliche Fundierung eines Berufs auch Gefahren mit sich bringt, was sich wiederum an der Medizin illustrieren ließe, ist ein zur Dialektik der Aufklärung gehörendes Thema, das an anderer Stelle zu behandeln bleibt.)

Der Gedanke, daß eine relative Primitivität der journalistischen Berufspraxis, die übrigens kommerzielle Erfolge ebensowenig ausschließt wie die medizinische Scharlatanerie, nach Fundierung durch Wissenschaft ruft, impliziert den Anspruch der Journalistik, der journalistischen Berufswirklichkeit Impulse zu geben. Wie kann das gelingen? Die Journalistik kann offenbar nur dann die Berufswirklichkeit beeinflussen, wenn die Praktiker die Erfahrung machen, daß sie über nützliche, d.h. innovative und zutreffende Erkenntnisse verfügt. Wie innovativ und zutreffend ihre Erkenntnisse sind, hängt wiederum davon ab, in welchem Maße die Regeln der systematischen Empirie und der Logik befolgt werden; mit einem Wort: Es hängt von der Wissenschaftlichkeit der Journalistik ab.

Wem dies zu hochgespannt erscheint, gestatte drei Fragen:

Erstens: Läßt es sich leugnen, daß in der Journalistik die Attitüde verbreitet ist, wir wüßten schon, wie guter Journalismus auszusehen hat, und wir hätten diese Gewißheit lediglich eindrucksvoll an unsere Studierenden zu vermitteln?

Zweitens: Ist das nicht die klassische Haltung der Orthodoxie in der Wissenschaft, beispielsweise in der Medizin, bevor sie sich zur forschenden Erfahrungswissenschaft wandelte?

Drittens: Was würden wir riskieren, wenn wir annähmen, über die journalistische Aufgabe und deren optimale Erfüllung noch wenig zu wissen, jedenfalls wenig Systematisches und Zuverlässiges?

³ Georg Paul Hönn in seinem »Kurtzeingerichteten Betrugslexikon«, zitiert nach Kieslich (1966: 257).

III. ÖFFENTLICHKEIT ALS STEUERUNGSPRINZIP MODERNER GESELLSCHAFTEN

Der Journalistenberuf hat sich im Laufe des 17. Jahrhunderts herausgebildet. Auch die Aufgabe, für deren zuverlässige Erfüllung es diesen Beruf gibt, ist wohl erst mit dem sozialen Wandel zur Neuzeit entstanden. Wir müssen uns also einen Augenblick der Sozialgeschichte, genauer: der Entstehung der modernen Gesellschaft und deren strukturellen Besonderheiten zuwenden.⁴

Émile Durkheim hat früh die Modernisierung als Prozeß der *funktionalen Differenzierung* und die daraus resultierende *Komplexität* als wichtigstes Strukturmerkmal der modernen Gesellschaft beschrieben (vgl. Durkheim 1977). Was damit gemeint ist, läßt sich durch eine idealtypische Gegenüberstellung mit älteren Gesellschaftsformationen deutlich machen, die im Gegensatz zur modernen eben nicht differenziert oder komplex waren. Durkheim hat für solche Kulturen den Begriff »segmentär« geprägt, weil die Familienclans oder Dorfgemeinschaften, aus denen sie bestehen, sich gleichen wie Segmente einer Kette. Wer eines dieser Segmente kennt, kennt auch die anderen, kennt also die ganze Gesellschaft. Auch innerhalb der Segmente ist der Grad der Funktionsteilung gering: Im Prinzip ist jedes Individuum an der Erfüllung aller Lebensaufgaben beteiligt. Jedes Mitglied der Gesellschaft produziert Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenstände, jedes erzieht Kinder, jedes sanktioniert Normbrüche, jedes heilt Krankheiten usw. Jedes Individuum ist hier also aufgrund seiner unmittelbaren Lebenserfahrung in der Lage, den kulturell bereitstehenden Wissensvorrat voll zu nutzen und sich an allen die Gesamtheit betreffenden Entscheidungen zu beteiligen.

Anders die modernen, hochgradig differenzierten Gesellschaften. Hier sind die von Durkheim in der biologistischen Ausdrucksweise des 19. Jahrhunderts so genannten »Organe«, aus denen sie sich zusammensetzen, voneinander ganz verschieden: Familie, Betrieb, Schule, Kirche, Klinik, Gemeinde, politische Partei, Verein usw., wobei unter jede dieser Kategorien noch Gebilde mannigfacher Art und Größe fallen. Für die meisten Aufgaben haben sich *Institutionen* herausgebildet, die eigens dazu da sind, diese und keine andere Aufgabe zu erfüllen. Jeder Beruf ist eine Institution. In einer modernen Gesellschaft gibt es mehrere tausend Berufe mit besonderen Ausbildungswegen und professionellen Normen.

Zur Bestimmung der Aufgabe des Journalismus ist eine sowohl für das Individuum als auch für die Gesellschaft problematische Begleiterscheinung der modernen Komplexität maßgebend. Die primären Erfahrungen der in den einzelnen Funktionspartzellen tätigen Menschen sind hier einzeln genommen so beschränkt, fallen insgesamt so weit auseinander, daß sie das Handlungssubjekt weder in die Lage setzen, auf der Höhe der kulturell bereitstehenden Möglichkeiten für sich selbst zu sorgen, noch ausreichend befähigen, an den das Gesellschaftsganze betreffenden Entscheidungsprozessen zu partizipieren.

Moderne Gesellschaften brauchen also auch ein Gegengewicht zur Komplexität, brauchen eine Sphäre gesellschaftlicher Kommunikation, die dazu da ist, die mit der funktionalen Differenzierung eintretende Beschränktheit des Horizonts ihrer Subjekte

⁴ Das folgende Journalismuskonzept habe ich zuerst 1983 auf einer Tagung der Katholischen Akademie Freiburg im Breisgau skizziert; vgl. Pöttker (1984).

wieder aufzuheben, indem alle vorhandenen Erfahrungen, Erkenntnisse und Interessen allgemein bekannt gemacht und zueinander vermittelt werden. Es liegt nahe, diese Kommunikationssphäre *Öffentlichkeit* zu nennen. Komplexe Gesellschaften brauchen Öffentlichkeit, weil sie sich sonst nicht selbst regulieren könnten. (Was modernen Gesellschaften ohne ausreichende Öffentlichkeit droht, hat der Zusammenbruch des »real existierenden Sozialismus« gezeigt.) Und auch die Individuen komplexer Gesellschaften wären selbst dann auf Öffentlichkeit angewiesen, wenn sie nur in bezug auf sich selbst zu handeln hätten, weil sie sonst vom kulturellen Reichtum an Erfahrung und Erkenntnis kaum Gebrauch machen könnten.

Die These, der zufolge moderne Gesellschaften Öffentlichkeit brauchen, setzt voraus, daß die Steuerungsmechanismen Recht und Markt nicht ausreichen. Plausibel erscheint diese Prämisse vor allem im Hinblick auf gesellschaftliche Probleme. Im Bereich ökologischer Gefährdungen etwa lassen sich leicht Beispiele finden, die zeigen, daß das Recht zu wenig flexibel und der Markt zu wenig »vorausschauend« ist, um sich allein auf ihre Problemverarbeitungskapazität verlassen zu können. Das ergänzende, mit den beiden anderen verschränkte Steuerungsprinzip, das einerseits – anders als das Recht – ohne formalisierte Verfahren, andererseits – anders als der Markt – aber nicht ohne das Bewußtsein der gesellschaftlichen Subjekte auskommt, ist die Öffentlichkeit. Ihre notwendige Funktion besteht darin, Probleme rechtzeitig ins gesellschaftliche Bewußtsein zu heben.

Im Begriff Öffentlichkeit steckt die Eigenschaft *offen*. Offen ist etwas, wenn eine Blockierung fehlt und deshalb Zugang möglich ist. Auch Öffentlichkeit ist deshalb zunächst nur ein vom Gegenteil aus, also negativ zu bestimmender Begriff, weshalb eine klare Definition so schwierig ist. Öffentlichkeit meint zunächst nichts anderes als das Fehlen von Blockierungen in der Sphäre der gesellschaftlichen Kommunikation, die für alle Gruppen und Interessen, alle Erfahrungen und Erkenntnisse, alle Themen und Probleme zugänglich sein muß.

Öffentlichkeit in diesem nicht kommunikations-, sondern gesellschaftstheoretischen Sinn ist etwas anderes als »öffentliche Meinung«,⁵ ja das Gegenteil davon. Elisabeth Noelle-Neumann definiert bekanntlich – unter Berufung auf Klassiker von John Locke bis Alexis de Tocqueville und mit dem Verdienst, dadurch die herrschende Begriffsverwirrung beendet zu haben – öffentliche Meinung als die (vermeintlich) vorherrschende Meinung, angesichts der man abweichende Meinungen verschweigt, um sich nicht sozial zu isolieren (vgl. Noelle-Neumann 1980: 91f., 255).⁶ Öffentliche Meinung bedeutet nach mittlerweile erreichtem Konsens also gerade nicht allseitige Offenheit, sondern Ausschluß der verschwiegenen Meinungen und Themen von der gesellschaftlichen Kommunikation. Eine komplexe Gesellschaft, in der der Konformitätsdruck der öffentlichen Meinung überhandnimmt, hätte deshalb ebenso unter ihren verdrängten Problemen zu leiden wie ein diktatorisches System, das sich durch physische Unterdrückung abweichender Meinungen unfähig macht, die notwendige Umweltanpassung zu leisten.

⁵ Albert Schäffle hat bereits im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts streng zwischen Öffentlichkeit und öffentlicher Meinung unterschieden. Vgl. Schäffle (1896, Bd. 1: 189-205).

⁶ Ferdinand Tönnies hat 1922 eine ähnliche Definition formuliert. Vgl. Tönnies (1922: 138).

Öffentlichkeit sollte aber auch nicht nur, ja nicht einmal vorwiegend als *politische* Institution aufgefaßt werden, wie es Jürgen Habermas in seinem Rückblick auf die Aufklärungsepoche getan hat (vgl. Habermas 1971: 76-171). Auf ähnlicher Linie bestimmen Friedhelm Neidhardt und Jürgen Gerhards Öffentlichkeit zur Mittlerin zwischen verschiedenen Teilsystemen der Gesellschaft (Wirtschaft, Wissenschaft, Sport usw.) und dem ihnen übergeordneten Teilsystem Politik (vgl. Gerhards/Neidhardt 1991). Aber Wirtschaft und Wissenschaft, Wirtschaft und Sport, Wissenschaft und Sport usw. müssen auch direkt, ohne den Umweg über die Politik, etwas voneinander erfahren. Eine Öffentlichkeit, die sich von vornherein als politische Instanz versteht, verliert leicht die für die Mittlerrolle notwendige Offenheit gegenüber den anderen Teilsystemen und ihren Problemen. Die oft beschworene Kritik- und Kontrollfunktion der Medien ist nur ein charakteristischer Teilaspekt der viel umfassenderen Bedeutung, die das Steuerungsprinzip Öffentlichkeit für moderne Gesellschaften hat.

IV. PRODUKTION VON ÖFFENTLICHKEIT ALS BERUF

In den hochkomplexen, parzellierten Gesellschaften der Moderne ist die Isoliertheit und Geschlossenheit der gegebene Zustand. Öffentlichkeit entsteht hier nicht allein schon durch Aufheben von Kommunikationsblockierungen und Einreißen von Informationsbarrieren, sondern vollends erst durch produktive Aktivität. Öffentlichkeit muß hergestellt werden.

Mit den Techniken der massenweisen Vervielfältigung und Distanzüberbrückung sind seit dem 15. Jahrhundert notwendige materielle Voraussetzungen für die Produktion von Öffentlichkeit gegeben. Hinreichend dafür sind die Medientechniken jedoch nicht. Es bedarf außerdem eines besonderen Willens und Könnens, das sich auf die Wahrnehmung der gesellschaftlich zu kommunizierenden Sachverhalte und die dafür geeigneten Darstellungsformen richtet. Die Gesamtheit dieser Motive, Kenntnisse und Fähigkeiten, die sich durch den von Otto Groth geprägten Oberbegriff *Vermittlung*(skompetenz) (vgl. Groth 1960: 566) bündeln lassen, macht den Journalistenberuf aus. Dessen konstitutive Aufgabe ist die *Herstellung von Öffentlichkeit*.

Dieter Paul Baumert hat schon in den zwanziger Jahren den Zusammenhang zwischen dem Schub an sozialer Differenzierung am Ende des Mittelalters, dem dadurch bewirkten Bedarf an Öffentlichkeit und der Entstehung des Journalismus als Beruf, der diesen Bedarf zu decken hat, erkannt und in der Terminologie seiner Zeit beschrieben: »Will man dem Journalismus entwicklungsgeschichtlich gerecht werden und die Ursachen seiner Entstehung aufdecken, so darf man weder die Veränderungen des Nachrichtenbedarfes noch die Wandlungen unbeachtet lassen, die in der Art seiner Befriedigung eingetreten sind. Das allgemeine Nachrichtenbedürfnis [...] wächst nicht nur aus 'der örtlichen Trennung zweier oder mehrerer Personen, die in irgendwelchen inneren oder äußeren Beziehungen zueinander stehen', sondern auch aus der Beziehung jedes einzelnen zu der ihm persönlich unbekanntem Umwelt hervor. Diese Beziehung hatten – wenn man von lokal begrenzten Verhältnissen absieht – im Mittelalter nur wenige Menschen. [...] Das, was man heute öffentliches Interesse nennt, konnte aus dem 'großen Publikum' selbst – das die Menschen noch gar nicht

bildeten – keine Anregung erfahren und war daher beschränkt auf die Träger der herrschenden Gewalt.« (Baumert 1928: 18)

Auch aus Rolf Engelsings gründlicher Untersuchung über das Verhältnis von »Massenpublikum und Journalistentum« aus den sechziger Jahren läßt sich dieser Entstehungshintergrund des Journalismus noch herauslesen, etwa wenn es heißt: »Das konstitutive Ereignis, das den Journalismus zu Beginn der Neuzeit begründete und ihn zu Beginn des 19. Jahrhunderts erneuerte, bestand darin, daß sich die Tagesschriftstellerei von der offiziellen öffentlichen Meinung löste [...] Es ist das Prinzip der journalistischen Arbeit, ihr Publikum zu erweitern. Das war seit Anbeginn nur so möglich, daß sich der Journalist [...] ans Volk wandte, um neue Leser zu gewinnen, und mit den Mitteln an das Volk appellierte, die aus ihm ein Publikum machen konnten.« (Engelsing 1966: 45). Allerdings konzentriert Engelsing seine Darstellung bereits auf die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts und auf die politischen Funktionen der Presse sowie die soziale Zusammensetzung des Journalistenstandes nach Herkunftsschicht, Beschäftigungsverhältnis usw.

Vollends zum forschungsleitenden Prinzip wird die Beschränkung auf das 19. Jahrhundert, auf die politische Dimension des Journalismus und auf seine sozialgeschichtlichen Aspekte in Jörg Requate noch gründlicherer Studie über »die Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs« von 1995: »Die These lautet, daß der politische Journalismus in der Phase der Entstehung der Öffentlichkeit [...] nicht als ein autonomes, sondern nur als durch und durch politisches Phänomen [...] zu begreifen ist. [...] Die politischen Journalisten der Französischen oder Amerikanischen Revolution beobachteten die Politik nicht aus einer distanzierten 'journalistischen' Warte, sondern nahmen durch ihre Publizistik aktiv an ihr teil. Aus dieser Funktionseinheit löste sich der Journalismus im Zuge der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung, parallel zum Verberuflichungs- und Professionalisierungsprozeß«. (Requate 1995: 23f.)

Alle drei Autoren verfolgen einen betont sozialwissenschaftlichen Ansatz, um Entstehung und Entwicklung des Journalismus zu erklären. Im Zentrum der Erklärung steht bei jedem die Idee der funktionalen Differenzierung. Aber diese Idee wandelt im Laufe von sieben Jahrzehnten ihren Stellenwert. Baumert und schemenhaft auch noch Engelsing nehmen die funktionale Differenzierung als Entwicklung der gesamten Gesellschaft in den Blick, die den Journalismus als den auf die Herstellung von Öffentlichkeit spezialisierten Beruf schon seit der frühen Neuzeit notwendig macht, damit durch die zunehmende Komplexität entstehende Bedürfnisse befriedigt und mit ihr aufkommende Probleme gelöst werden können. Dagegen betrachtet Requate die funktionale Differenzierung nur insofern, als sie sich nach dem Herrschaftsantritt des Bürgertums am dadurch entstandenen Journalismus selbst vollzieht und diesen aus seinem politischen Entstehungszusammenhang zu lösen beginnt.

Problematisch an dieser zweiten Sichtweise ist aus ideologiekritischer Perspektive, daß sie sich dafür eignet, elitäre Differenzierungen wie die zwischen ernster männlicher und verspielter weiblicher Sphäre, E- und U-Kultur, Information und Unterhaltung, die sich mit der bildungsbürgerlichen Hegemonie im 19. Jahrhundert durchgesetzt haben, als Wesen des Journalismus erscheinen zu lassen. Vorübergehende Gepflogenheiten wie die leicht für Persuasionszwecke verwendbare Trennung von Nachricht und Meinung, deren Befolgung nicht selten im umgekehrten Verhältnis zur Lautstärke

der mit ihr betriebenen Werbung steht, werden in diesem Zusammenhang zu absoluten Qualitätsstandards überhöht. So kommt es, daß manche im »Infotainment«, das schon von den politisch-moralischen Wochenschriften der Aufklärungsepoche praktiziert wurde (vgl. Maar 1995), das Ende des professionellen Journalismus überhaupt zu erkennen meinen.

Die Verengung des Blicks mag mit drei Denkfiguren zusammenhängen, die sich in der Sozialwissenschaft parallel dazu etabliert haben: mit der erwähnten Verkopplung des Öffentlichkeits- mit dem Politik-Begriff vor allem durch Jürgen Habermas; mit dem reduzierten Berufs-Begriff Max Webers, der nur die kontinuierliche Erwerbchance, aber nicht die Aufgabe berücksichtigt, zu deren Erfüllung sich eine Profession herausbildet (vgl. Weber 1972: 80); und mit dem auf Talcott Parsons und Niklas Luhmann zurückgehenden funktionalistisch-systemtheoretischen Paradigma, das präskriptive Bemühungen praktischer Vernunft selbst in historisch-analytischen Zusammenhängen obsolet erscheinen läßt. Es versteht sich, daß der hier vorgetragene Versuch, das Herstellen von gesellschaftlicher Öffentlichkeit als Aufgabe zu bestimmen, die für den Journalismus wie für die Journalistik konstitutiv ist, an die bei Baumert erkennbare Sichtweise anknüpft.

Wie kann nun die Journalistik dem Journalismus bei der Erfüllung dieser Aufgabe helfen? Offenbar, indem sie alles erforscht und an die (zukünftigen) Journalisten weitergibt, was zur Vermittlungskompetenz gehört. Da die Vermittlungstätigkeit, wie das Wort »Mitte« sagt, Offenheit nach (mindestens) zwei Seiten hin erfordert, in diesem Fall zur Seite der durch Komplexität verborgenen Sachverhalte und Erfahrungen sowie zur Seite derjenigen hin, die diese Sachverhalte und Erfahrungen zur Kenntnis nehmen sollen, umfaßt das Fach Journalistik die beiden großen Bereiche der Wahrnehmungs- und der Darstellungskompetenz.

Die Journalistik kann dem Journalismus nicht zuletzt dadurch dienen, daß sie erforscht und damit überwinden hilft, was das der Herstellung von Öffentlichkeit dienende Vermitteln behindert, so wie die Medizin der Erhaltung von Leben dient, indem sie Krankheiten erforscht und damit überwinden hilft. Nicht das einzige, aber ein besonders ernstzunehmendes, weil allgegenwärtiges und deshalb selten problematisiertes Hindernis der Vermittlungstätigkeit ist die menschliche Natur, wie sie sich lange vor der gesellschaftlichen Modernisierung, die Öffentlichkeit notwendig macht, herausgebildet hat.

Einmal stellt sie ein Hindernis für das Vermitteln auf dessen zum Publikum gerichteter Seite dar. Produktion von Öffentlichkeit verlangt ja, daß Journalisten ihren Lesern, Hörerinnen oder Zuschauern gerade das vermitteln, was jenseits des Horizonts von deren Erfahrung liegt, was ihnen also unbekannt und fremd ist, ja als befremdlich und bedrohlich erscheint – wie es besonders Probleme an sich haben. Dies muß mit der Neigung der menschlichen Psyche zur Konsistenz kollidieren. Die der Rezeptionsforschung zugrundeliegende Psychologie stimmt weitgehend darin überein, daß Menschen mit Vorliebe das wahrnehmen, aufnehmen und behalten, was mit ihren schon vorhandenen Erfahrungen, Auffassungen und Interessen übereinstimmt,⁷ weil niemand auf die Dauer mit sich selbst in Konflikt leben kann. Gerade Kommunikation

⁷ Immer noch lesenswert zu dieser Thematik: Klapper (1960).

mittels technischer Medien erleichtert die Steuerung der Selektion durch die Prädispositionen des Rezipienten, weil sich ein bedrucktes Papier oder ein Apparat anders als ein anwesender Mensch nicht gegen Abschalten, Unaufmerksamkeit oder Mißverständnisse wehrt.

Daraus ist allerdings nicht die Doktrin abzuleiten, daß Medien Einstellungen nicht verändern könnten oder gar wirkungslos seien (vgl. Geißler 1981). Auch Verstärkung ist Veränderung, die auf dem Umweg über unmittelbare Kommunikation qualitative Dimensionen annehmen kann (vgl. Pöttker 1980: 16-21); und je schwächer die Prädispositionen sind, auf die mediale Botschaften beim Rezipienten treffen (Kinder und Jugendliche, neue Themen, Umbruch- und Krisensituationen), desto stärker können diese Botschaften (Unter-)Bewußtsein beeinflussen (vgl. Geißler 1982). Auch eine möglicherweise beim Empfänger vorhandene Neugier ändert freilich wenig daran, daß der Journalist beim Publikum mit einer psychischen Sperre gegen die Aufnahme völlig unbekannter oder befremdlicher Informationen rechnen muß, die sich in der Rezeptionstätigkeit als Selektionsbias auswirkt.

Eine Kernfrage, die die Journalistik zu beantworten hat, lautet also: Wie läßt sich ein Publikum, das sich von Natur aus dagegen sträubt, dennoch mit Informationen erreichen, die das vorhandene Bewußtsein erweitern? Diese Leistung der Journalistik zielt auf die *Darstellungskomponente* der Vermittlungskompetenz.

Zum anderen stellt die *Conditio humana* aber auch auf der zu den Inhalten hin gerichteten Seite ein Hindernis dar, weil Journalisten von ihr nicht ausgenommen sind und zudem ebenfalls komplexitätsbedingten Beschränkungen ihres Horizonts unterliegen. Bevor er neue oder problematische Sachverhalte und Erfahrungen so darstellen kann, daß sie als Informationen vom Empfänger aufgenommen werden (können), muß der Journalist selbst sie zur Kenntnis genommen und in sich eingelassen haben, was durch die – meist unbewußte – Selektivität seiner Wahrnehmung erschwert wird. Wir müssen annehmen, daß auch Journalisten zunächst einmal ungerne gegen ihre Überzeugungen oder über ihr vorhandenes Wissen hinaus recherchieren; oder einfach: daß sie von Natur aus überhaupt nicht gern recherchieren, wenn der Begriff der Recherche professionelle Konturen behalten soll. Zur beruflichen Sozialisation von Journalisten gehört deshalb das Ringen um Emanzipation von dieser Erbschaft und um Herausbildung einer zweiten Natur der Offenheit.

Eine weitere Frage, mit deren Beantwortung die Journalistik dem Journalismus dienen kann, heißt demnach: Wie kann verhindert werden, daß jemand nur ermittelt, was er ermitteln möchte, und wie lassen sich entsprechende Recherchetechniken so aneignen, daß sie von Journalisten trotz der menschlichen Selbstbestätigungsneigung angewandt werden? Diese Leistung der Journalistik zielt auf die *Wahrnehmungskomponente* der Vermittlungskompetenz.

Es ist aufschlußreich, daß Qualitäten, die wir für sich genommen und mehr noch in Kombination miteinander spontan als »typisch journalistisch« empfinden, meistens mit einer der beiden Komponenten der Vermittlungskompetenz zu tun haben, also damit, daß Informationen bei einem nicht danach suchenden, ja widerspenstigen Publikum ankommen (können), oder mit einer ungewöhnlichen Unvoreingenommenheit, die oft als journalistische Gesinnungslosigkeit mißverstanden wird (vgl. Pöttker 1997b). Die Journalistik kann die Herstellung von Öffentlichkeit fördern,

indem sie erforscht und (künftige) Journalisten unterrichtet, welche Qualitäten dies sind und wie sie sich unter den Bedingungen der Berufspraxis realisieren lassen.

V. JOURNALISTIK ALS FUNDIERUNG VON QUALITÄTSSTANDARDS

Ich sehe vier Dimensionen journalistischer Qualität, bei denen wissenschaftliche Unterstützung möglich ist: Universalität, Wahrheit, Aktualität und Verständlichkeit.⁸

- **Universalität:** Damit Hörerinnen oder Leser durch die journalistische Arbeit etwas Unbekanntes und Unvertrautes erfahren können, muß das von ihnen rezipierte journalistische Produkt natürlich auch etwas Unbekanntes und Unvertrautes enthalten. Das ist insofern nicht selbstverständlich, als aufgrund der selektiven Zuwendung zu den Medien zu erwarten ist, daß Rezipienten sich mit Vorliebe solche Zeitungen kaufen oder solche Programme einschalten, die ihren Prädispositionen entsprechen, also Bekanntes und Vertrautes enthalten.

Die Welt umfaßt Bekanntes und Unbekanntes, Vertrautes und Unvertrautes zugleich. Um eine Chance zu haben, die selektive Wahrnehmung zu überwinden, sollte die journalistische Arbeit daher ein möglichst großes Stück Universum, im Idealfall die ganze Welt, zu vermitteln suchen. Realistischer formuliert: Das von ihr zu Vermittelnde sollte nicht zu klein und speziell sein, damit das Publikum einerseits Vertrautes darin finden kann, andererseits aber auch etwas, das über das Vertraute hinausgeht.

Ein genuiner Journalist und Journalistenausbilder wie Alexander von Hoffmann bezweifelt, daß es sich bei der gegenwärtigen Flut von Special-interest-Magazinen noch um Journalismus handelt (vgl. von Hoffmann 1997: 163). Die Universalität ist neben der Wahrheit (vgl. Pöttker 1994) wohl diejenige journalistische Qualität, die durch die aktuelle Medienentwicklung mit ihrem konkurrenzbedingten Differenzierungsschub am stärksten gefährdet wird. Wo die Publizistik sich immer kleinteiliger aufsplittert, um Streuverluste der sie finanzierenden Werbung zu verringern, wächst die Gefahr, daß der einzelne »Nutzer« nur das wahrnimmt, was sich mit eigenen Erfahrungen und Interessen deckt. Das muß die Herstellung von Öffentlichkeit erschweren.

Für die Journalistik ergibt sich hieraus die Aufgabe, Konzepte zu entwickeln, die publizistische mit ökonomischen Zielsetzungen verbinden (vgl. Pöttker 1996a). Wissenschaftler aus dem Fach Architektur entwerfen Gebäude, warum sollten Wissenschaftler aus dem Fach Journalistik nicht Zeitungen, Zeitschriften und Programme entwerfen.

- **Wahrheit:** Diese Qualitätsdimension, die übrigens im *Wissenschafts*beruf, der sich ganz an der Innovationsaufgabe orientiert, nicht zufällig absolut dominiert, dient am meisten unter den vieren der Emanzipation von der Voreingenommenheit, journalistisch ausgedrückt also der Recherche. Aus erkenntnistheoretischer Sicht werden von hier die Kontrolltechniken beigesteuert, die notwendig sind, damit

⁸ Ähnlich, aber mit signifikanten Differenzen z.B. Rager (1994). Zu den Differenzen gehört, daß Rager sich mehr mit der Anwendung als mit der Ableitung und Begründung journalistischer Qualitätsdimensionen befaßt.

Wissenschaftler, aber auch Journalisten nicht nur Erwünschtes oder bereits Bekanntes »wahr«nehmen.

Pragmatisch betrachtet ist Wahrheit aber auch der unbestreitbare Kern an Gültigkeit, den alle Rezipienten jenseits ihrer divergierenden Erfahrungen und Interessen akzeptieren müssen. Es liegt auf der Hand, daß dies eine notwendige, wenngleich nicht hinreichende Qualität von Kommunikationsinhalten ist, um mit ihnen komplexitätsbedingte Parzellierungen zu überwinden.

Wahrheit setzt sich aus mehreren Komponenten zusammen, von denen die auf das journalistische Handeln bezogene *Unabhängigkeit* und die auf das Produkt dieses Handelns bezogene *Richtigkeit* theoretisch am wenigsten problematisch sind. Sie werden durch klare professionelle Normen und Routinen flankiert, was die Journalistik beispielsweise durch die Weiterentwicklung der Recherche-Methodik unterstützen kann.

Problematischer ist eine zur Wahrheitsdimension gehörende Qualitätskomponente, die manche Relevanz (vgl. Rager 1994), andere wie ich lieber *Vollständigkeit* nennen. Ein konstruiertes Beispiel mag verdeutlichen, daß es sich dabei tatsächlich um eine Wahrheitskomponente handelt, die nicht mit der Universalität identisch ist: Wenn eine lokalpatriotische Zeitung zum Ausgang eines Fußballspiels nur die schönen Tore der Heimmannschaft schildern, aber nicht erwähnen würde, daß der Gegner noch mehr davon geschossen hat, könnte an diesem Sportbericht alles richtig sein – aber er wäre trotzdem extrem unvollständig und unwahr.

Um Vollständigkeit oder Relevanz als Wahrheitsqualität anstreben zu können, brauchen Journalisten umfassendes Strukturwissen von der Sache, um die es geht, sei es nun ein Fußballspiel oder die Gesellschaft, in der und für die sie ihre Arbeit verrichten. Dies Sachwissen in berufstauglicher Form zu vermitteln, gehört deshalb zu den wichtigsten Aufgaben unseres Faches.

Im übrigen kann die Journalistik vollständigungs- und damit wahrheitsbeeinträchtigende Strukturmerkmale des real existierenden Journalismus aufdecken, die sich damit als atavistische Praktiken entpuppen. Mir scheint beispielsweise die traditionelle Fixierung des Informationsjournalismus auf den Bereich der institutionellen Politik so ein Atavismus zu sein, weil sie letztlich die wahrheitsbeeinträchtigende Selektivität der institutionellen Politik, die ungern öffentlich werden läßt, was ihre Legitimität in Frage stellt, auf den Journalismus überträgt. Die Journalistik kann dazu beitragen, das auf diese Weise eingeengte Gesichtsfeld des Informationsjournalismus in Richtung eines erweiterten Politikbegriffs auszudehnen. Hier wird der Zusammenhang mit der Öffentlichkeitsaufgabe wieder deutlich, in diesem Fall mit der durch die Journalistik zu fördernden Fähigkeit des Journalismus, ein zunehmend politikverdrossenes Publikum (vgl. Pöttker 1996b) in seiner Gesamtheit zu erreichen.

- Aktualität: Diese Qualitätsdimension empfinden wir spontan als besonders typisch für den Journalismus. Sie scheint, zusammen mit der Verständlichkeit und Unterhaltsamkeit, durch zunehmenden Konkurrenzdruck im Mediensystem ohnehin gefördert zu werden. Jenseits aller funktionalen Parzellierung hat das Publikum zumindest eines gemeinsam: daß es in der Gegenwart lebt. Die Chance, beim widerständigen Publikum anzukommen, steigt mit der Aktualität, denn aktuelle Infor-

mationen treffen wenigstens auf das Interesse aller potentiellen Rezipienten an der Gegenwart.

Aktualität als journalistische Qualität ist freilich nicht nur ein temporales Verhältnis, das auf die Minimierung des Zeitabstands zwischen Ereignis und Bericht hinausläuft. Etymologisch stammt »Aktualität« nicht von »tempus«, die Zeit, ab, sondern von »actus«, die Handlung. Offenbar geht es hier vor allem um die Handlungsrelevanz journalistischer Informationsangebote für das Publikum, die zwar viel mit deren Gegenwartsbezug zu tun hat, aber damit nicht identisch ist. In der Aktualität nur ein Zeitproblem zu sehen, wäre eine Betrachtungsweise, die dazu beitrüge, daß Journalisten diese professionelle Qualität vor allem als belastenden Streßfaktor empfinden, der andere professionelle Gebote wie die gründliche Recherche verdrängt.

Die Journalistik kann versuchen, solchen Fehlauflassungen mit rationalen Mitteln entgegenzuwirken. Beispielsweise ist die Themenfindung des Geschichtsjournalismus über Jubiläumsdaten eine Praxis, die ebenfalls den Faktor Zeit verabsolutiert, wenn auch nicht in beschleunigender Form. Durch Forschung läßt sich prüfen, ob sich diese Praxis zur Herstellung von Öffentlichkeit tatsächlich optimal eignet. Falls nicht, wären bessere Konzepte für die geschichtsjournalistische Themenfindung zu entwickeln (vgl. Pöttker 1997a).

- **Verständlichkeit:** Diese evidente, ausschließlich auf das Ankommen der Information beim Publikum gerichtete Qualitätsdimension betrifft die journalistischen Darstellungsformen, besonders die Sprache.

Was die wissenschaftliche Beschäftigung mit Sprache, Stil und Genres angeht, hatte die Journalistik der DDR einen deutlichen Vorsprung gegenüber der westdeutschen. Für den von der SED gelenkten und daher extrem unvollständigen und unwahren (wenngleich selten unrichtigen) Journalismus kam die Recherche als Arbeitstechnik wenig in Frage und war offenbar deshalb auch für die Journalistik nur von untergeordnetem Interesse. Es wäre bedauerlich, wenn die Leistungen der früheren Leipziger Journalistik auf dem Gebiet der verständlichkeitssichernden Darstellungsformen zu den deutschen Kulturbeständen gehörten, die infolge des Beitritts der DDR zur Bundesrepublik Deutschland dem Vergessen anheimfallen.⁹ Im übrigen werden die kommunikative Psychologie und ihre Verständlichkeitskonzepte (vgl. u.a. Langer/Schulz von Thun/Tausch⁵1993) zu wenig in die Journalistenausbildung an deutschen Universitäten einbezogen: Ein Grund mehr, den Begriff »Kommunikationswissenschaft« weiter zu fassen, als er sich infolge der Bemühungen der alten Zeitungswissenschaft um eine neue wissenschaftliche Identität mittlerweile eingebürgert hat.

Meine Liste der journalistischen Qualitäten und der sich aus ihnen ergebenden Betätigungsmöglichkeiten für die Journalistik erhebt natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

⁹ Dietrich Oppenberg und der Stiftung Pressehaus NRZ verdanke ich die Unterstützung eines Projekts, das der Renovierung der Leipziger »Stilistik für Journalisten« von Joachim Pötschke, Josef Kurz u.a. gilt. Außer früheren Autoren arbeitet Daniel Müller (Universität Dortmund) an diesem gesamtdeutschen Vorhaben mit.

VI. PERSPEKTIVEN FÜR LEHRE UND FORSCHUNG

Zu den konkreten Entwicklungsperspektiven der deutschen Journalistik im kommenden Jahrzehnt nur knappe Bemerkungen:

- **Universitätsmedien:** Wenn die Journalistik für den Journalismus etwas Ähnliches werden soll wie die Medizin für den Arztberuf, dann braucht sie eine der Universitätsklinik entsprechende Institution, die der Integration von Forschung, Lehre und Berufspraxis (inklusive der Möglichkeit experimenteller Innovationen) dient.

Im Prinzip sind hier zwei Varianten denkbar: Entweder bestehende Medienbetriebe öffnen sich für Forscher und Studierende, was voraussetzt, daß sie in der engen Kooperation mit der Wissenschaft Vorteile für sich erblicken können. Das wiederum setzt voraus, daß die Journalistik den Medienbetrieben da dienlich sein will, wo sie ihnen dienlich sein kann. Oder es gründen sich innerhalb der Universitäten Redaktionen, Herausgebervereine und Sender, die mit eigenen Publikationen und Programmen an die Öffentlichkeit treten. In Dortmund und Leipzig zeigt sich, daß die amerikanische Tradition der Campus-Zeitungen und Uni-Radios auch in Deutschland allmählich Fuß faßt.

Nicht nur wegen der Ebbe in den öffentlichen Kassen, deren Ende nicht abzusehen ist, sollte jedoch auch der erste Weg nicht ganz vergessen werden. Eine optimale Möglichkeit im Sinne der Integration von Theorie und Praxis ist, daß medienpraktische Projekte von Journalisten und Wissenschaftlern gemeinsam gestaltet werden.

- **Aufbereitung von Sachwissen:** Sogar was Kernbereiche berufsnotwendigen Sachwissens wie Politik, Geschichte, Wirtschaft oder Sozialstruktur angeht, steht die Journalistik mit deren Aufbereitung für den Bedarf des redaktionellen Alltags erst am Anfang (vgl. Pöttker 1997c). Obwohl z.B. die Methodik der empirischen Sozialforschung, von der auch für die Emanzipation von der Voreingenommenheit bei der journalistischen Recherche viel zu lernen ist, seit langem zur Grundausbildung in Journalistikstudiengängen gehört, ist dafür bisher kein spezifisches Curriculum entwickelt worden.¹⁰ Daß Journalisten kritische Kompetenz im Umgang mit demoskopischen Daten erwerben sollten, geht auch mir leicht von den Lippen. Aber Literatur, die ich in der entsprechenden Lehrveranstaltung verwende, stammt von einem Statistiker, der zufällig auch in Dortmund lehrt und seine trockene Materie zum Glück bemerkenswert anschaulich vermittelt (vgl. Krämer 1994a, 1994b, 1995); nur eben, ohne bei der Auswahl seiner Themen und Beispiele wie ein Journalistenausbilder zuerst an die professionelle Herstellung von Öffentlichkeit zu denken. Wenn Journalismus bei ihm vorkommt, dann als Reservoir für Negativbeispiele. Hier gibt es einiges für die Journalistik zu tun.
- **Berufsethik:** Dieses Teilgebiet jeder an eine Profession gebundenen Wissenschaft wird in der Journalistik bisher meist unter dem weiträumigen Etikett »Medienethik« behandelt. Dazu sind in jüngster Vergangenheit etliche Aufsatzsammlungen erschienen (vgl. Haller/Holzhey 1992; Wilke 1996; Wunden 1989, 1994, 1996), die sich

¹⁰ Bernd Klammer (Universität Dortmund) arbeitet seit 1997 an einer Aufbereitung der Empirie-Methodik für die Zwecke der wissenschaftlichen Journalistenausbildung.